



Christoph Brumme

111 GRÜNDE, SCHACH ZU LIEBEN

EINE
HOMMAGE
AN DAS
KÖNIGLICHSTE
ALLER
SPIELE



Für meine Schachfreunde vom SV Berolina

Christoph Brumme

111 GRÜNDE, SCHACH ZU LIEBEN

Eine Hommage an das königlichste aller Spiele



SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

Kurze Einführung 9

Wie lernt man Schach spielen?

Kapitel 1: Leben und Tod, Wahn und Rausch, Schönheit und Unendlichkeit 15

Weil Schach ein göttliches Spiel ist, das auch dem Teufel gefällt | Weil Schachspieler faire Dialoge führen | Weil Schach nicht bloß Schach ist | Obwohl in Deutschland im Jahre 2014 die Epoche der schachlichen Barbarei begonnen hat | Obwohl die Verletzungsgefahr nicht missachtet werden darf | Weil man im Schach seine Persönlichkeit ausleben kann | Weil Schachspieler die Stille lieben | Weil die Wahl der Eröffnung beinahe eine religiöse Entscheidung ist | Weil schon mit dem ersten Zug ein Abenteuer beginnt | Weil die Holländische Verteidigung an einen Stierkampf erinnert | Weil Schacheröffnungen so klingvolle Namen haben | Weil der Rausch im Mittelspiel betörend ist | Weil sich im Endspiel der Bessere durchsetzt | Weil der Schachjargon so poetisch ist

Kapitel 2: Vom Sklaven zum Bürger – alle wollen Schach spielen 47

Weil das Schachspiel ein Kulturerbe der Menschheit ist | Weil auch Bürger Schach spielen wollen | Weil die FIDE eine nützliche Organisation ist | Obwohl der FIDE-Präsident von Außerirdischen entführt wurde | Weil der Deutsche Schachbund eine weltoffene Organisation ist | Weil auch in der DDR hervorragendes Schach gespielt wurde | Weil die Schachuhr gnadenlos gerecht ist | Weil Schach auch für Schiedsrichter interessant ist

Kapitel 3: Ob Greis, ob Kind – der Mensch wächst an seinen Aufgaben 73

Weil der Zwang, sich entscheiden zu müssen, die Persönlichkeit fördert | Weil im Schach Kinder und Erwachsene ebenbürtig gegeneinander kämpfen können | Weil das Patt meistens nur besonders listige Spieler erreichen |

Weil Schach das Sprachverständnis fördert | Weil man auch im hohen Alter noch gutes Schach spielen kann | Weil Zeit etwas Relatives ist | Weil sich im Blitzschach wahre Meisterschaft zeigt | Obwohl man der Schachsucht kaum widerstehen kann | Weil Schachspieler so schöne Spitznamen haben | Weil man im Schach die Sinne schult | Weil man im Schach lernt, Geräusche auszuhalten

Kapitel 4: Schach und Kunst – von Nero bis ABBA 101

Weil das Schachspiel die Filmkunst bereichert | Obwohl Schach oft klischeehaft dargestellt wird | Weil das Schachspiel die Literatur bereichert | Weil Jean Paul das Schachspiel liebte | Weil Marcel Duchamp lieber Schach spielte, als den Kunstmarkt zu bedienen | Weil Schachfiguren singen können

Kapitel 5: Humor und Magie – auch Genies sind Menschen 121

Weil Schach ohne Humor undenkbar ist | Weil Bobby Fischer ein tragisches Genie war | Weil der »Adler aus Louisiana« noch heute die Schachwelt begeistert | Weil auch Frauen exzellent Schach spielen können | Weil auch auf dem Narrenschiff Schach gespielt wird | Weil auch seltsame Menschen im Schach Erfolg haben können | Weil Magnus Carlsen zaubern kann

Kapitel 6: Schach ganz neu 153

Weil das Fischer Random Chess eine schöne Erfindung ist | Weil der Janus ein Zwitter ist und sowohl laufen als auch springen kann | Weil ein Schachbrett keine Ecken braucht | Weil Martin Schwarz 69 neue Schachbretter erfunden hat | Weil Schachfiguren die Fantasie anregen

Kapitel 7: Künstliche und menschliche Intelligenz 163

Weil Schachspieler Geheimnisse lösen können | Weil man auch intelligente Maschinen austricksen kann | Weil Computer das Schachspiel bereichert haben | Weil ChessBase der schönste Spielplatz im Internet ist | Weil man im Internet die Zeit vergessen kann | Weil Fernschach den Computer überlebt hat | Weil eine Schachmaschine die Menschen schon vor 250 Jahren

verblüffte | Weil das Schachspiel ein hervorragender Intelligenztest ist | Weil Schachspieler für Wertzahlen kämpfen | Weil man Zahlen lieben kann | Weil man im Schach seine Menschenkenntnis schult | Weil auch Weltmeister alberne Fehler machen | Weil man zum Schachspielen keine Figuren braucht | Weil Schach auch ein Mannschaftssport ist | Weil Tandem-Schach ein Heidenspaß ist | Weil man im Schach feine Pläne entwerfen kann | Weil es eine Lust ist, etwas kaputt zu machen

Kapitel 8: Jede Figur ist etwas Besonderes 209

Weil man als Schachspieler seine Neurosen ausleben kann | Weil der Läufer ganz eigene Fragen stellt | Weil man die Bauern nicht unterschätzen darf | Weil ein Bauernsturm kaum aufzuhalten ist | Weil der Springer die witzigste Figur ist | Weil die Türme stark und mächtig sind | Weil die Dame von allen Schachspielern geliebt wird – zumindest die eigene | Weil der König kein König Lear ist

Kapitel 9: Strategie und Taktik 237

Weil man im Schach lernt, Strategie und Taktik zu unterscheiden | Weil es Dinge gibt, die man nicht erklären kann | Weil das Opfer Schärfe ins Spiel bringt | Weil der Trippelbauer zu den seltsamsten Erscheinungen gehört | Weil man beim Mattsagen mit Springer und Läufer verzweifeln kann | Weil das erstickte Matt ein ästhetisches Vergnügen ist | Weil auch Weltmeister sich beim Hinlenkungsoffer verschätzen können | Weil das Seekadettenmatt reine Musik ist | Weil man sich notfalls auch mit Dauerschach retten kann

Kapitel 10: Glaube und Gefühl 255

Weil der 40. Zug mythische Qualität hat | Weil man im Schach auch Glück haben kann | Weil man im Schach das Warten lernt | Weil man als Schachspieler Therapien umsonst bekommt

Kapitel 11: Schach als Breitensport 263

Weil Berlin eine der interessantesten Schachstädte der Welt ist | Weil man Wewi ein Denkmal setzen müsste | Weil im Schachklub die Zeit stillzustehen

scheint und lebenslange Freundschaften entstehen | Weil die Schachliteratur unendlich reich ist | Weil es in Deutschland großartige Schachzeitschriften gibt | Weil Helmut Pfleger so spannende Schachkolumnen schreibt | Obwohl man mit Pokern mehr Geld verdienen kann | Weil Kaiser Franz vom Klötzleschieben keine Ahnung hat

Kapitel 12: Ein Spiel für Robinson Crusoe 283

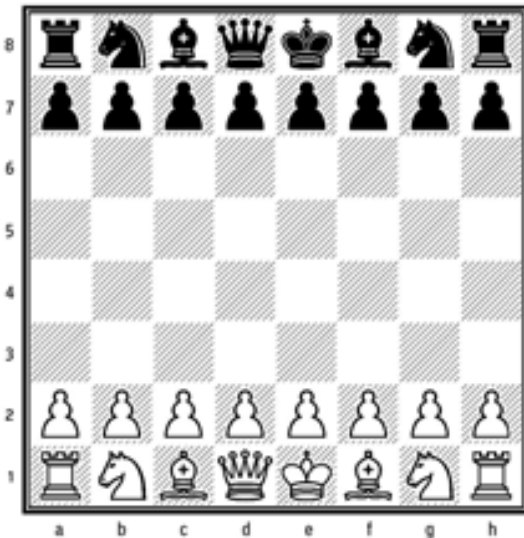
Weil das Schachspiel den Journalisten Metaphern schenkt – wenn auch nicht immer die richtigen | Weil Schach eine Suche nach der Wahrheit ist | Weil Schach den Ausgestoßenen beim Überleben hilft | Weil Schach und Boxen gut zusammenpassen | Weil man auf Reisen wunderbar Schach spielen kann | Weil man das Denken trainieren kann | Weil nur den Mutigen die Welt gehört | Weil man im Schach nie gegen Überraschungen gefeit ist | Weil man Schach mit sich allein spielen kann | Weil im Schach kein Problem schwierig genug sein kann | Weil auch Sehbehinderte Schach spielen können | Weil sich Betrug nicht lohnt | Weil Vorfreude die schönste Freude ist | Weil Schach niemals aussterben wird

Danksagung | Literatur | Anmerkungen 304

Wie lernt man Schach spielen?

Wer nicht Schach spielen kann, kann es in kurzer Zeit lernen. Das Brett ist übersichtlich, es hat acht mal acht Felder. Die kleinsten Figuren sind die Bauern. Wie im richtigen Leben sind sie am wenigsten wert. Sie haben die geringsten Fähigkeiten und werden am schnellsten geopfert. Deshalb hat jeder Spieler acht von ihnen, sozusagen ein kleines Volk. Normalerweise können sie nur ein Feld nach vorne gesetzt werden, aus der Grundstellung heraus jedoch zwei. Die Bauern können andere Figuren schlagen – aus dem Spiel werfen –, falls diese auf den beiden Feldern schräg vor ihnen stehen.

Grundstellung



Manchmal wird einer der Bauern zum Helden, er bekommt seine 15 Minuten Ruhm. Er kann ein Spiel entscheiden und sogar den König matt setzen. Wenn ein Bauer seinen Lebenstraum erreicht hat – eine Dame zu werden –, muss er allerdings sterben. Die Bauern sind also tragische Figuren, man sollte sie nicht überheblich behandeln, das haben sie gar nicht gern. Jeder einzelne von ihnen erträgt sein Schicksal, auch wenn er das ganze Spiel lang auf seinem Feld stehen bleiben muss und scheinbar nur als Zuschauer am Geschehen teilnimmt.

Türme und Läufer sind dem Geschlecht nach männliche Figuren, die Springer sind bekanntlich Tiere. Die Türme brauchen viel Platz, sie sind kräftig und können geradeaus und seitwärts laufen. Die Läufer sind etwas zarter als die Türme, sie sind etwas schwächer, aber sie können schräg laufen und sich tänzelnd über das Brett bewegen. Die Springer sind einzigartig, sie können »um die Ecke laufen« – ein Feld gerade, eins schräg. Außerdem können Springer natürlich, wie ihr Namen schon sagt, springen, und zwar über andere Figuren hinweg.

Auch zwischen Dame und König gibt es angeborene Unterschiede. Die Dame, die Mutter, ist die stärkste Figur, sie wuselt über das ganze Brett, beaufsichtigt die Kinder, kauft ein, putzt den Kleinen die Näschchen. Sie kann schräg und gerade laufen, kräftig und grazil sein, sie ist ein Vorbild für alle. Man kann sagen, ihre Anwesenheit erzeugt eine positive Atmosphäre.

Der König ist ein typischer Mann – faul und entsetzlich wichtig. Er geht einen Schritt, dann ist er schon müde. Nur ein Feld kann er versetzt werden. Außerdem muss man ihn ständig beschützen, ihn versorgen und unterhalten. Am liebsten würde er nichts tun und als Gewinner vom Platz gehen. Das Ziel des Spiels ist es natürlich, den gegnerischen König matt zu setzen. Manche sagen: den Vatermord zu vollziehen.

Weil Schach aber ein Spiel für ehrenwerte Menschen ist, wird der König nicht ermordet, sondern nur gefangen genommen. Nach

der Drohung, von einer gegnerischen Figur geschlagen zu werden, muss der König sich ergeben, falls er auf kein anderes, nicht bedrohtes Feld gesetzt oder von einer seiner Figuren beschützt werden kann. Er muss die Kapitulation stellvertretend für alle erklären. Sein weiteres Schicksal ist bekannt: Er wird nicht gefoltert, sondern darf im nächsten Spiel wieder König werden. Die Dame opfert sich notfalls für das Überleben aller anderen, der König tut das nicht.

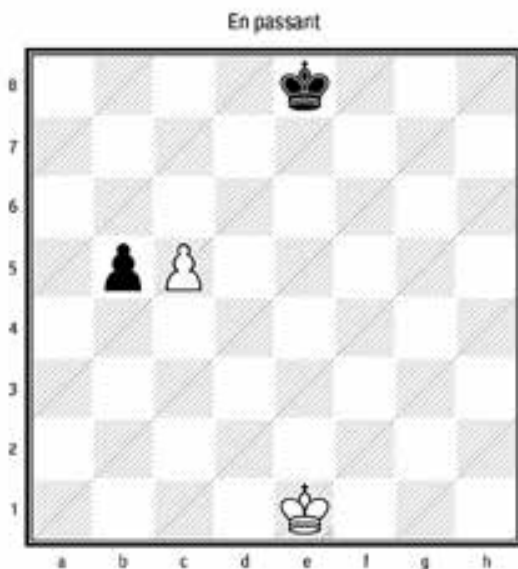
Wenn man Schach spielen lernt, sollte man nicht gleich mit allen Figuren beginnen. Besser ist es, zuerst mit den Springern oder mit den Läufern und drei, vier Bauern zu üben, später mit den Türmen und der Dame. Man sollte die Figuren kennenlernen, die Schönheit ihrer Züge genießen. Auch die wenigen Revolutionäre in der Schachgeschichte – Philidor, Morphy, Steinitz, Capablanca, Fischer, Kasparow, Carlsen – haben das Spiel vom Ende her begriffen. Bevor man sich dem Zusammenspiel aller Figuren widmet, sollte man erst einmal jede einzelne verstehen und jedes Feld lieben lernen. Überall ist schon jemand gestorben, auf jedem Feld haben sich schon Dramen abgespielt. Wie auf der Theaterbühne pfeift und isst man hier nicht, sondern betritt den Ort mit Ehrfurcht und Respekt.

Jedes Feld hat eine Bezeichnung, die aus den Buchstaben und Zahlen a bis h und 1 bis 8 gebildet wird. So muss man nicht sagen: »Ich setzte den Bauern auf das Feld mit dem Teefleck« oder »links unten in die Mitte«, sondern kann eine klare, international verständliche Auskunft erteilen.

Die Notation, das Aufschreiben der Züge, ist auch ganz einfach. Man schreibt nicht die ganzen Namen der Figur auf, sondern nur den ersten Buchstaben, also im Deutschen T, S, L, D, K – Turm, Springer, Läufer und so weiter. Die Bauern sind Namenlose, für sie wird nur notiert, wo sie stehen. So bedeutet »d3«, ein Bauer wird auf das Feld d3 gestellt. »Da3« bedeutet, dass die Dame auf das Feld a3 zieht. Das Schlagen einer Figur wird mit einem kleinen x markiert. »Dxd3« heißt also, die Dame schlägt auf d3, egal, welche Figur. Man könnte auch notieren, wo die Dame herkam, beispielsweise vom

Feld a3, so hieße es »Da3xd3«. Aber nötig ist dies nur in zweifelhaften Fällen, falls zwei Figuren auf das gleiche Feld könnten. Zwei Springer können oft auf die gleichen Felder, auch, weil sie einander so wunderbar decken – es sind eben Herdentiere.

Zwei kleine Sonderregeln sollte man kennen: die Rochade und das *en passant*. Beides sind Schachzüge. Bei der kleinen Rochade wird der weiße König vom Ausgangsfeld e1 zwei Felder nach rechts auf das Feld g1 gesetzt, der Turm von h1 auf f1. Schwarz setzt dementsprechend den König zwei Felder nach links, von e8 nach g8, und den Turm von h8 auf f8. In diesem Fall können die beiden Figuren übereinander hinweg springen. Sonst bleiben sie immer schön auf dem Boden. Voraussetzung für die Rochade ist, dass der



Schwarz zog b7-b5.
Der Bauer ging also an dem weißen Bauern vorbei.
Weiß kann ihn mit c5xb6 schlagen.

König dabei auf keinem der Felder angegriffen wird, also nicht »im Schach« steht. Der Turm hingegen darf vor der Rochade angegriffen sein, weil man ihm ja nicht Schach sagen kann. Bei der langen oder großen Rochade werden die Könige ebenfalls zwei Felder gesetzt, aber in die andere Richtung, Ke1-c1 und Ke8-c8. Und die Türme kommen ebenfalls neben die Könige, Ta1-d1 und Ta8-d8. Eine kurze Rochade wird mit zwei Nullen notiert, 0-0. Eine lange mit drei Nullen: 0-0-0. Dieses schöne Zeichen bedeutet Matt: #.

Beim *en passant* (französisch »im Vorübergehen«) geht ein Bauer an einem gegnerischen Bauern vorbei, der ihn schlagen könnte. Diese Respektlosigkeit lässt sich der gegnerische Bauer vielleicht nicht gefallen, er kann den vorbeiziehenden Bauern schlagen.



KAPITEL 1

Leben und Tod,
Wahn und Rausch,
Schönheit und
Unendlichkeit



1. GRUND

Weil Schach ein göttliches Spiel ist, das auch dem Teufel gefällt

Der Mensch ist sterblich, und diese Kränkung kann er nur in der Transzendenz überwinden, im Glauben, in der Kunst, beim Sex und im Rausch – oder beim Spielen. Obwohl das Schachbrett nur 64 Felder hat, ist es auch eine Metapher für das Universum, für das Unendliche und das Unbegreifliche. Es zeigt dem Verstand seine Grenze auf, obwohl es in sich logisch ist. Auf einem begrenzten Raum entfalten sich beinahe unendlich viele Möglichkeiten, weshalb fast jede Schachpartie etwas Einmaliges ist. Schon im ersten Zug hat Weiß 20 Züge zur Auswahl, 16 Bauern- und vier Springerzüge. Da Schwarz 20 Antwortmöglichkeiten hat, kann es nach dem ersten Zug schon 400 unterschiedliche Stellungen geben. Schätzungen besagen, dass im Schach $2 \cdot 10^{43}$ Stellungen möglich sind. Die Zahl der möglichen unterschiedlichen Partien ist aber noch viel größer. Der Spieler (oder, seltener, die Spielerin) muss nach Logik und Stringenz suchen, wo fast alles möglich ist. Das Vergehen der Zeit dringt dabei schmerzhaft ins Bewusstsein.

Andere Spiele dienen dem Zweck, die Zeit zu vergessen. Die schönsten Tricks auf dem Fußballplatz zeigen doch nur das Menschenmögliche, sie regen allenfalls zum Staunen über die eigene Spezies an. Im Schach erklärt jede neue Kombination den Urknall, aus dem Nichts entstehen komplexe Gebilde, schwarze Löcher verschlingen Materie.

Das Schachspiel ist keine Flucht vor der eigenen Existenz, sondern ein Versuch, sich ihr ungeschützt anzuliefern, das Innere nach außen zu kehren, die sonst flüchtigen Gedanken zu materialisieren. Das eigene Denken, die eigenen Gefühle werden der Kritik des

Gegners und des Publikums, der Kiebitze, ausgesetzt. Deshalb ist der Schachspieler auch mit dem Schauspieler verwandt, denn beide müssen bereit sein, sich auf der Bühne unsterblich zu blamieren.

Der schwedische Filmregisseur Ingmar Bergman hat die Nähe des Schachs auch zum Tod in seinem Mysterienspiel *Das siebente Siegel* filmisch genutzt. Dort begegnet der Ritter Antonius Block, gespielt von Max von Sydow, dem Tod, der ihm verkündet, dass seine Zeit abgelaufen sei. Block schlägt dem Tod vor, mit ihm eine Partie Schach um sein Leben zu spielen. Solange die Partie nicht entschieden ist, wird ihm Aufschub gewährt, sollte er gewinnen, soll er verschont werden. Da der Teufel für List und Tücke immer zu haben ist, akzeptiert er den Vorschlag.

Der Teufel hätte sicherlich anders reagiert, wenn Antonius Block ihm vorgeschlagen hätte, gegeneinander Tennis zu spielen oder zu boxen. Gegen die Sterblichkeit kann man nicht mit den Fäusten ankämpfen, sondern nur mit metaphysischen Mitteln.

Naive Materialisten mögen einwenden, dass es den Teufel gar nicht gibt und hier nur Metaphern verhandelt werden. Wer die Vielseitigkeit des Daseins und des Schachspiels aber erfassen will, der wird mit dem Teufel seinen Schabernack treiben und das Verrinnen der Zeit als Chance begreifen, als Teil des Lebensspiels.



2. GRUND

Weil Schachspieler faire Dialoge führen

Jede Schachpartie ist zunächst ein Dialog, in dem überprüfbare Argumente ausgetauscht werden. Schachzüge sind sichtbare Gedanken, deren Qualität der Dialogpartner, den man schnöde Gegner nennt, bewertet. In diesem Dialog ist es nicht möglich, auf eine

Metaebene auszuweichen, dem anderen schlechte Motive zu unterstellen oder ihn gar niederzubrüllen. Die Regeln schreiben vor, dass die Argumente lautlos geäußert werden. Lächeln ist erlaubt.

Das Schachspiel ist zu logisch, die Regeln sind zu klar, als dass Tricksereien helfen würden. Ausreden wie etwa die, man habe etwas übersehen, zählen nicht. Und beim Denken hilft auch kein Doping. Mit der Einnahme von Alkohol, Kokain oder Marihuana schadet man nur sich selbst, denn wer schmerzfrei denkt, denkt nicht besser als nüchtern. Und auch ohne Rauschmittel sieht man während des Spiels oft genug Gespenster. Gegen die nervliche Anspannung würden auch keine Betablocker helfen, da man vor dem Spiel nicht wissen kann, wann die Aufregung am höchsten sein wird.

Dopingkontrollen gibt es im Schach bei internationalen Turnieren seit 2002, weil sich der Weltschachverband bemüht, Schach zur olympischen Sportart zu machen und deshalb die Bestimmungen des IOC eingehalten werden sollen. Der Deutsche Schachbund (DSB) hat sich seit dem 1. Januar 2009 dem Code der Nationalen Anti Doping Agentur (NADA) unterworfen, um weiterhin Sportfördermittel durch das Bundesinnenministerium zu erhalten. Bei vier Veranstaltungen (den deutschen Einzelmeisterschaften der Männer, der Frauen sowie der Junioren und Juniorinnen bis 18 Jahre) werden seitdem je drei Dopingkontrollen durchgeführt. Allerdings wurde noch nie ein Täter überführt.

Unter Schachspielern sind die Tests sehr umstritten, sie gelten als unlauterer Eingriff in die Intimsphäre. Der deutsche Großmeister Robert Hübner spielt seit ihrer Einführung nicht mehr für die Nationalmannschaft, weil er der Meinung ist, dass sie eine »bürokratische Machtdemonstration« seien und die Spieler »entwürdigen, entmündigen und entrechten«.¹

»Wenn Dopingkontrollen beim Schach angebracht wären«, meint Robert Hübner, »müssten sie ebenso bei Musikwettbewerben, bei Professoren, die sich in wissenschaftlichem Wettstreit um Erkenntnis bemühen, bei Firmenleitern, bei Schriftstellern und

überhaupt bei allen Menschen durchgeführt werden, die eine Leistung anstreben.«²

Und der ukrainische Großmeister Wassyl Iwantschuk reagierte äußerst heftig, als er bei einem Turnier in Dresden von einem Schiedsrichter zu einem Dopingtest gebeten wurde. Es heißt, dass er »aus dem Saal im Kongresszentrum stürmte, im Foyer gegen einen Betonpfeiler trat, dann mit den Fäusten auf die Theke der Cafeteria trommelte, um danach in der Garderobe zu verschwinden.«³

Nach dieser Weigerung sollte er zwei Jahre Berufsverbot erhalten, woraufhin zahlreiche Spieler protestierten. Es beleidigte ihre Ehre und Intelligenz, ihnen Doping vorzuwerfen, sagten sie. Schließlich wurde mit Iwantschuk nur »ein aufklärendes Gespräch« geführt. Der manchmal etwas weltfremde, aber geniale Ukrainer meinte nach diesem Vorfall, er habe dem Mann, der ihn zum Dopingtest aufgefordert hatte, »nicht zugehört, ich habe ihn zum ersten Mal in meinem Leben gesehen. Ich kenne seine Identität bis heute nicht.«⁴

Im Amateurschach wird man vereinzelt Spieler treffen, die den Alkohol ein bisschen zu sehr lieben. Einmal spielte ich während eines Turniers gegen einen solchen Gegner. Und tatsächlich besuchte der tragische Mensch während unserer Partie mehrmals mit einem Beutel in der Hand die Toilette, woraufhin er jedes Mal glücklich zurückkam und mich mit Ethanol-Wolken einnebelte. Je überlegener seine Stellung, je aussichtsreicher seine Möglichkeiten, desto häufiger verließ er das Brett. Der Papierform nach hätte er mit mir Katz und Maus spielen können – wenn er denn nüchtern gewesen wäre und die Spielzeit zum Denken benutzt hätte. So aber übersah er eine Kombination, die zum Matt führte. In der Analyse nach dem Spiel gab er ehrlich zu, sich zu sicher gefühlt zu haben, wie eben jeder Berauschte.



3. GRUND

Weil Schach nicht bloß Schach ist

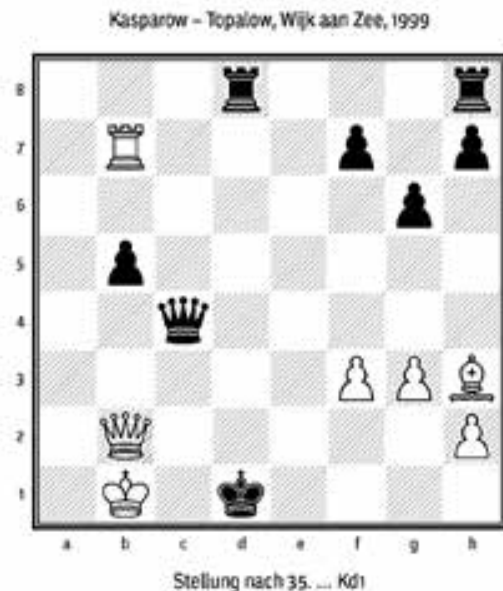
Schach ist ein Kampf-, Denk- und Spielsport, gleichzeitig eine Kunst und eine Wissenschaft. Schach ist Sport, weil zwei Menschen nach bestimmten Regeln und innerhalb einer bestimmten Zeit gegeneinander um den Sieg kämpfen, ohne einander willentlich zu verletzen. Es geht darum, in einer fairen Weise die bessere Leistung zu erbringen, genauer und schneller zu sein als der Kontrahent – mehr Figuren in den Angriff einzubeziehen, mehr Züge genau zu berechnen, eine dynamischere, flexiblere und intelligenterere Stellung zu erreichen, schließlich den Gegner zur Aufgabe zu zwingen.

Gleichzeitig ist Schach eine Wissenschaft. Ihr vornehmster Untersuchungsgegenstand ist die Unendlichkeit. Die Ergebnisse der Versuchsabläufe sind überprüfbar. Spekulative Thesen können experimentell untersucht werden. Wie in jeder Wissenschaft ist das Ziel die Suche nach Wahrheit, nach Erkenntnissen, auch wenn diese keinen Nutzen bringen.

Und Schach ist eine Kunstform, auch wenn nicht jede Partie ein Kunstwerk ist. Doch hin und wieder gelingt etwas einmalig Schönes.

Marcel Duchamp, ein französischer Künstler, der seine Kunstkarriere zugunsten des Schachspiels zwar nicht gänzlich beendete, aber doch stark vernachlässigte und sogar Mitglied der französischen Schachnationalmannschaft wurde, meinte: »Ich glaube in der Tat, dass jeder Schachspieler ein Gemisch zweier ästhetischer Vergnügen erfährt: erstens das abstrakte Bild, verwandt mit der poetischen Idee beim Schreiben; zweitens das sinnliche Vergnügen der ideographischen Ausführung dieses Bildes auf den Schachbrettern.« Kurz: »Wenn auch nicht alle Künstler Schachspieler sind, so sind doch alle Schachspieler Künstler.«⁵

Über die Partie zwischen Garri Kasparow und Wesselin Topalow in Wijk aan Zee 1999, eine der schönsten Schachpartien, die je gespielt wurde, schrieb der US-amerikanische Schachgroßmeister Larry Christiansen: »Sie verdient einen Platz im Louvre«. ⁶ Kasparow gewann nach zwei Turmpfern und nachdem er den schwarzen König auf die weiße Grundreihe getrieben hatte, wo dieser in seinen schlimmsten Albträumen noch nicht gewesen war. Es ist die womöglich meistanalyzierte Partie der Schachgeschichte:



1. e4 d6 2. d4 Sf6 3. Sc3 g6 4. Le3 Lg7 5. Dd2 c6 6. f3 b5 7. Sg1-e2 Sd7 8. Lh6 Lxh6 9. Dxxh6 Lb7 10. a3 e5 11. 0-0-0 De7 12. Kb1 a6 13. Sc1 0-0-0 14. Sb3 exd4 15. Txd4 c5 16. Td1 Sf6 17. g3 Kb8 18. Sa5 La8 19. Lh3 d5 20. Df4+ Ka7 21. Th1-e1 d4 22. Sd5 Sxd5 23. exd5 Dd6 24. Txd4 cxd4?

Laut Kasparow der Verlustzug. Schwarz hätte 24. ... Kb6!
25. Sb3! Lxd5 spielen sollen.

25. *Te7+ Kb6* 26. *Dxd4+ Kxa5* 27. *b4+ Ka4* 28. *Dc3 Dxd5*
29. *Ta7 Lb7* 30. *Txb7 Dc4* 31. *Dxf6 Kxa3* 32. *Dxa6+ Kxb4* 33. *c3+*
Kxc3 34. *Da1+ Kd2* 35. *Db2+ Kd1* (siehe Diagramm) 36. *Lf1 Td2*
37. *Td7! Txd7* 38. *Lxc4 bxc4* 39. *Dxh8 Td3* 40. *Da8 c3* 41. *Da4+ Ke1*
42. *f4 f5* 43. *Kc1 Td2* 44. *Da7*.

Schwarz gab auf.

Der Großmeister Tartakower sagte: »Die Schachpartie ist gewöhnlich ein Märchen aus Tausendundeinem Fehler.«⁷ Auch der Armenier Lewon Aronjan hat manchmal »beim Spielen das Gefühl, in ein Märchen einzutauchen, (s)ich inmitten einer faszinierenden Fantasiewelt zu bewegen«.⁸

Einer meiner Schachfreunde hat es so formuliert: »Von einer gelungenen Partie kann ich eine ganze Woche zehren, bis zum nächsten Wettkampf. Jede Partie ist eine Erzählung voller überraschender Wendungen, wobei sich erst im Laufe des Spiels zeigt, welchem Genre sie angehört, ob es sich um eine Komödie oder um eine Tragödie handelt, um ein Trauerspiel oder um eine Farce. Während ich arbeite (als Restaurateur) kann ich über die Pointen kichern. Und am schönsten sind die Partien, die ein glückliches Ende haben.«

Oft sind die Übergänge zwischen den Erzählformen fließend. Aber immer streben die Spieler nach Schönheit. Je schöner eine Zugfolge, desto besser ist sie fast immer auch. Schönheit entsteht durch Einfachheit, durch Purismus, so begründet sich die Verwandtschaft zwischen Effizienz und Ästhetik. Wie man in der erzählenden Prosa die Adjektive möglichst streichen oder weglassen sollte, so sollte man im Schach die kürzesten Wege suchen und finden. Eitelkeit und Manierismus lenken vom rechten Weg ab. In Abwandlung einer Feststellung Arthur Schopenhauers – der »eminente Kopf« vermöge es, »viele Gedanken in wenige Worte zu schließen« – könnte man sagen, dass es im Schach darauf ankommt,

mit so wenig Zügen wie möglich so viel wie möglich zu erreichen. Wer etwa selbstverliebt noch Schnörkel setzen möchte, lädt den Gegner dazu ein, die Eitelkeit zu bestrafen.



4. GRUND

Obwohl in Deutschland im Jahre 2014 die Epoche der schachlichen Barbarei begonnen hat

Skandal! Schande! Seit Neustem gilt Schach nicht mehr als Sport! Zumindest in Deutschland und nach Meinung des Bundesministeriums des Innern nicht.

Das BMI zahlt die Fördergelder an den Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB), dieser verteilt sie an die Sportverbände. Während in Norwegen der Schachweltmeister Magnus Carlsen zum Sportler des Jahres gewählt wurde, wird der Deutsche Schachbund seit 2014 nicht mehr gefördert. Beim Schachsport fehle das Kriterium der eigenmotorischen Aktivität, so die Begründung.⁹

Aber ist das neu? Und stimmt es? Setzen die Figuren sich von allein? Und wie ist es bei anderen Sportarten? Jan Gustafsson, ein deutscher Schachgroßmeister, meinte zu dieser Diskussion: »Wenn ich mir allerdings die Schützen anschau, ob da das Abdrücken das große Bewegungselement ist, das weiß ich auch nicht.«¹⁰

Der DOSB hingegen definiert: »Die Ausübung der Sportart muss durch eine eigene, sportartbestimmende motorische Aktivität des Sportlers gekennzeichnet sein, die nicht überwiegend in der Bewältigung des technischen, motorgetriebenen Geräts besteht. Diese eigenmotorische Aktivität liegt insbesondere nicht vor bei Denksport-, Geschicklichkeits- und Glücksspielen, Bastel-, Funk-, Computer- und Modellbautätigkeiten.«¹¹

Als leidenschaftlicher Schachspieler kann man angesichts solcher barbarischer Worte nur erleichen. Man setzt Basteltätigkeiten mit dem Schachsport gleich! Der Deutsche Schachbund ist dennoch Mitglied im Deutschen Olympischen Sportbund. Der DOSB vertritt auch die Interessen anderer nicht-olympischer Sportarten, wie etwa Dart (10.000 Aktive), Sportfischen (670.000) und Rettungssport (550.000). Nach Mitgliederzahlen liegt der Deutsche Schachbund mit 90.000 Spielern¹² auf Platz 29 der 62 Mitgliedsorganisationen des Deutschen Olympischen Sportbundes.¹³

Vielleicht wäre der gültige Maßstab bei der Frage, ob Schach denn Sport sei, die körperliche Belastung? Dass Schachspieler während eines Turnierspiels mehr Stresshormone als sonst freisetzen, dass die Herzfrequenz sich erhöht, der Blutdruck steigt, die Bronchien besser durchblutet werden, der Körper Fett verbrennt, haben medizinische Untersuchungen gezeigt, die Dr. Helmut Pfleger, Schachgroßmeister und Mediziner, vorgenommen hat. Bei einem Großmeisterturnier hat er mehrere Spieler während ihrer Partien sportmedizinisch untersucht. In spielentscheidenden Phasen waren dabei Extremausschläge von bis zu 170 Pulsschlägen pro Minute zu beobachten. Der körperliche Stress ist nicht geringer als bei anderen Sportarten wie etwa Skispringen.

Ob Schach denn Sport ist, wird auch unter aktiven Spielern im Internet gern erörtert, etwa im Forum von Schachfeld.de. Gast74 weist zum Beispiel darauf hin, wo man in der Wirtschaft den Schachsport einordnet: »Wenn man in ein Kaufhaus geht – wo findet man Schachbretter und -figuren? In der Sportabteilung?«¹⁴ In der DDR fand man sie in Sport-, heute in den Spielabteilungen.

Der Spieler FluidDynamics hingegen verweist auf die deutsche Rechtsprechung: »»Ein Berufsschachspieler ist kein Berufssportler«, meint das Finanzgericht München (Urteil vom 30.06.1995, Aktenzeichen: 8 K 3034/94).«¹⁵

Zumindest der deutsche Großmeister Robert Hübner ist nicht interessiert daran, als Sportler anerkannt zu werden, obwohl er in

den Jahren 1970 bis 1990 der beste deutsche Spieler war, unter anderem 3. der Weltrangliste. Er möchte, so berichtet *Süddeutsche.de*, dass von ihm gespielte Partien »nach dem Urheberrecht als geistiges Eigentum behandelt werden sollen«. Er könnte also Tantiemen für das Nachspielen seiner Partien verlangen und sieht das Spielen als wirtschaftliche Tätigkeit an. Schach sei eigentlich kein Sport, sondern »eher mit dem professoralen Wettstreit um wissenschaftliche Erkenntnis zu vergleichen«. ¹⁶ Nonchalant unterschlägt der Großmeister allerdings, das er ja auch gewinnen will. Das wichtigste Ziel jeder Sportart trifft auch auf Schach zu.

In Wirklichkeit ist das Argument des Bundesinnenministeriums, Schach sei kein Sport, ein in der Politik übliches Ablenkungsmanöver. »Es war klar, dass ein großer Teil der theoretisch erreichbaren Fördergelder künftig von sportlichen Erfolgen abhängig gemacht wird«, berichtet der Präsident des DSB in Bezug auf die Verhandlungen mit dem Ministerium und dem Sportbund. ¹⁷

»Medaillen zählen dreifach«, spottete Kian Badrnejad für die *Tagesschau*. ¹⁸ Die Intransparenz bei der Vergabe staatlicher Fördergelder im deutschen Sport wird schon seit Langem kritisiert. Ministerium und Sportbund wurden im Jahre 2012 per Gerichtsbeschluss angewiesen, Informationen zu den bis dahin geheimen Kriterien freizugeben, wie Medaillenerfolge mit Steuergeldern gesponsert werden. »Diese Zielvereinbarungen wurden vom Innenministerium und den Sportverbänden lange gehütet wie ein Staatsgeheimnis. Erst 2012 hatten zwei Journalisten mit einer Klage Erfolg. Der damalige Innenminister Hans-Peter Friedrich musste die Zahlen herausgeben.« ¹⁹

Schaut man sich die Zahlen an, beginnt man zu staunen. Beinahe märchenhaft mutet die Unterstützung für Curling, das »Klötzleschieben« auf dem Eis, an. Die Klötzleschieber auf den 64 Feldern bewegen sich während einer Partie mindestens so viel wie die Eiswischer. »Der deutsche Curling-Verband erhält mit gut 399.000 Euro am wenigsten«, meint Kian Badrnejad im *Tagesschau*-Kommentar.

Er vergisst hinzuzufügen, dass der Deutsche Curling Verband nach eigenen Angaben nur 700 Mitglieder hat.²⁰ Ziemlich viel Kohle für die paar Leute. Offenbar haben sie bessere Lobbyisten als die 90.000 Schachspieler, die zuletzt 100.000 Euro im Jahr bekamen.

Curling ist eine olympische Disziplin, vielleicht wird es deshalb als förderungswürdiger eingeschätzt? Aber großartige Erfolge haben die Curler nicht aufzuweisen. Die Eiswischer haben schon einmal halboffiziell bei Olympischen Spielen eine Goldmedaille gewonnen, 1992 bei den Frauen in einem Demonstrationswettbewerb. Allerdings ist Curling erst seit 1998 offizielle olympische Disziplin. Schacholympiaden werden seit 1927 regelmäßig ausgetragen. 1930 in Hamburg und 1936 in München waren die Deutschen Dritter, 1939 in Buenos Aires holten sie Gold, 1950 in Dubrovnik und 1964 in Tel Aviv gewannen die Mannschaften der BRD wieder die Bronzemedailen. Im Jahre 2000 kamen die Deutschen auf den zweiten Platz. Und 2011 wurden sie Europameister bei den Männern.

Auch wenn man die gesellschaftliche Bedeutung des Schachsports mit Curling vergleicht, wird man kaum vernünftige Argumente für die Vergabepaxis finden. Welche der beiden Sportarten ist nützlicher und wichtiger für die Gesellschaft? Nichts gegen Spaß und Hobby. Aber dank des Schachsports sind schon geniale Erfindungen gemacht worden, zum Beispiel Rechenmaschinen und Computer. Im Schach entwickelt eine Gesellschaft strategische Ideen, sie experimentiert mit sich selbst und hält das Bewusstsein für Möglichkeiten wach. Inspiriert etwa das Eiswischen die Wissenschaften, insbesondere die Mathematik? Hat man je eine Curling-Oper gehört? Oder Curling-Krimis gesehen? Welche der beiden Sportarten liefert mehr Metaphern für das Verständnis politischer Vorgänge?

Der Deutsche Schachbund betreibt eine aktive Jugendarbeit, bildet Schachlehrer in Schulen und Vereinen aus, veranstaltet viele regionale und bundesweite Meisterschaften für Kinder und Jugendliche, betreut die Jugendmannschaften bei Europa- und Weltmeis-

terschaften und Olympiaden. Es werden Schulschachkongresse organisiert, und es gibt einen speziellen Verein für die Jugendarbeit, die Deutsche Schachjugend im Deutschen Schachbund. Auch die Buchindustrie freut sich, dass viele Kinder Schachbücher lesen möchten.

Der Deutsche Curling-Verband schreibt auf seiner Homepage, dass 18 Juniorinnen und Junioren »Kader« sind, wofür auch immer, es gibt keine weitere Erklärung. In 20 Vereinen wird dieser Sport betrieben, Schach in etwa 3.000.

Nach der Logik der Politik müssen Schachspieler erst wieder bei internationalen Wettbewerben gewinnen, bevor Schach auch als Breitensport wieder gefördert werden kann. Eine seltsame Denkweise. Was hat das eine mit dem anderen zu tun? Was ist wichtiger – ein paar Spitzenspieler im Schach zu haben, die das Klischee vom Volk der Dichter und Denker bestätigen, oder eine intelligente Jugend? Also sollten die Erfolge im Leistungssport kein Maßstab für die Förderungswürdigkeit einer Sportart sein.



5. GRUND

Obwohl die Verletzungsgefahr nicht missachtet werden darf

Nach meiner Erfahrung kann man sich beim Schachspielen auch verletzen. Ich spielte gegen einen IM – gegen einen Internationalen Meister. Um eine Vorstellung von seinem Stil zu bekommen, bat ich einen Freund, mir diesen Menschen zu beschreiben. »Er ist etwa 50 Jahre alt, lebt noch bei seiner Mutter und wird auf Turnieren oft für seine sauberen Partieformulare gelobt.« Offenbar ein phlegmatischer Bürokrat also, der wahrscheinlich nicht »auf Krawall spielen«, sondern vorsichtig agieren und solide denken würde.

Das war ein hilfreicher Steckbrief. Denn nach einigen Zügen ergab sich die Möglichkeit, den Gegner zu einer fiesen Entscheidung zu zwingen. Entweder musste er mir die Initiative überlassen oder die Partie frühzeitig in eine Remis-Variante überführen. So, wie ich ihn einschätzte, würde er den soliden Nachteil wählen, der seinem Naturell entsprach – und sich verteidigen, die passiven Figuren ins Spiel bringen, dem König Luft verschaffen.

Tatsächlich, so kam es. Ich konnte meine Vorteile ausbauen, zwei Bauern auf seinem Damenflügel schlagen, mit den Läufern durch seine Stellung tanzen, während er sich mit seinen Figuren von der Grundreihe aus verteidigen musste.

Es wurde die längste Turnierpartie, die ich je gespielt habe, der Zahl der Züge und der Zeit nach, denn sie dauerte fast sechs Stunden. Ich stand als Sieger auf, hatte mir aber die Ellenbogen blutig gerieben, so angestrengt hatte ich nachgedacht, so schwer war mein Kopf gewesen. Es war ein Sommer-Turnier, ich trug ein kurzärmeliges T-Shirt, Blutflecken klebten auf dem Tisch. Wie peinlich.



6. GRUND

Weil man im Schach seine Persönlichkeit ausleben kann

Im Schachverein fühle ich mich manchmal wie im Kino. Mehrere Filme laufen gleichzeitig. In einem Thriller an Brett eins spielt die Kobra gegen den Seiltänzer. Sie belauern sich, der Seiltänzer schaut besorgt in den Abgrund, die Kobra kann den Kopf kaum aus dem Gras heben. An Brett zwei wird eine Meuterei geprobt, ein Leichtmatrose versucht, das Kommando zu übernehmen, die Pistole in der Hand des Kapitäns zittert. An Brett drei sitzt ein Poet, der seine Partien am liebsten wie Sonette strickt, ihm gegenüber grübelt eine

Schamanin, deren Fähigkeiten schwer einzuschätzen sind. An Brett vier vergnügen sich zwei Novizen mit Räuberschach – »Gier frisst Hirn« lautet das Motto, für das sie kein Copyright haben. An Brett fünf balgen sich zwei erwachsene Kinder, keiner will nachgeben, obwohl die Kräfteverhältnisse eigentlich für einen Friedensvertrag sprechen. Weiß wird übermütig und bietet einen Turm zum Schlagen an; Schwarz aber will den Dialog in der Psychiatrie fortsetzen, denn so viele Drohungen hält kein Mensch aus, ohne verrückt zu werden.

»Das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang«, dieser Gedanke Rainer Maria Rilkes bewahrheitet sich immer wieder auch im Schach. Das Schöne ist erbarmungslos klar und logisch, und es hat seine Daseinsberechtigung in sich selbst. Es gewährt erhellende Momente, weil es den Raum der Möglichkeiten erweitert. Doch auch der Zufall kann Geburtshelfer des Schönen sein, wie an Brett fünf die trotzig Kinder bemerken müssen, nachdem sie sich mit einem Dutzend Springerzügen schwindlig gespielt und danach wieder die Ausgangsstellung erreicht haben.

Der Poet am dritten Brett spielt währenddessen »wissenschaftlich«, alles will er analysieren, alle Folgen methodisch ergründen; kein Detail, das er nicht gestalten will. Die Schamanin scheint in Glaskugeln zu gucken, nicht aber auf die Figuren. Drohungen scheinen ihr überhaupt nichts auszumachen, die lächelt sie weg.

Jenseits der Kunst wird aber auch gespielt, an den Brettern sechs bis unendlich. Denn die Mehrheit aller Akteure bilden die Handwerker, die Techniker und Materialverwalter, die Humorlosen und die Tollpatschigen, die Zeter und Mordio schreien, wenn keine Ordnung auf dem Brett herrscht, wenn die Soldaten nicht in Linien marschieren und die Springer in den Ecken herumlungern.

Ich liebe es, meine Schachfreunde beim Spielen zu beobachten. Manchmal gönne ich mir den Spaß, zuerst auf die Bretter zu gucken und dann erst auf die Spieler. Oftmals überrascht es mich gar nicht, wer da absonderlich kranke Stellungen aufs Brett bringt – wobei das

Etikett »krank« höchstes Lob sein kann. Ein Kiebitz verhält sich schließlich wie Franz Kafkas Landarzt, der sich zu dem Kranken ins Bett legt und dessen Wunde ob ihrer Schönheit bewundert.

Eine schöne kranke Stellung – was für ein Wohlklang im Schach! Drei Fesselungen auf dem Brett, beide Könige im Abseits, zwei Tripelbauern, Schwarz kann nur noch sich selbst verletzen, also Züge machen, die ihm schaden, dafür muss Weiß aber erst einmal seine Dame opfern.

Die Lust, etwas kaputt zu machen, kann durchaus ein Motiv für das Schachspielen sein. Ebenso aber auch das Vergnügen, etwas aufzubauen, eine Operation am Herzbeutel des Gegners gründlich vorzubereiten. Der eine Spieler möchte am liebsten immerzu alles vereinfachen, dem anderen kann die Spannung nicht hoch genug sein und er sucht ständig nach neuen Herausforderungen, kein Rätsel ist ihm schwierig genug. Die einen denken langfristig, sie wollen ein Gebäude wie den Kölner Dom errichten, andere möchten ständig zündeln, sie ertragen keine Ruhe, jeder halbwegs sorgsame Aufbau des Gegners soll sofort gestört werden. Die Pyromanen können nicht genug Probleme aufs Brett bekommen, sie lieben Feuer und Dynamit, die Hütte soll brennen. Wer ist schlauer, der Ingenieur oder der Panzerknacker, der Krawallmacher oder die Krankenschwester?

Kriminelle Energien und niedere Instinkte sind im Schach ziemlich nützlich, denn es handelt sich um eine unmoralische Kunst. Mit einem gutmütigen Herzen gewinnt man nicht. Manche Schachspieler sprechen von einem Killerinstinkt, den man haben sollte. Auch eine leicht paranoide Veranlagung, eine krankhafte Wachsamkeit, kann zu einem qualitativ besseren Denken führen. Der Weltmeister Alexander Aljechin meinte, während einer Partie sollte ein Schachmeister eine Mischung aus einer Bestie und einem Mönch sein.

Viele aber spielen ängstlich, wohl wissend, dass ein einziger Fehler zum Untergang führen kann. Manche pauken Theorien, verlassen sich auf das Gelernte, doch wenn sie kreativ werden sollen,

versagen sie. Da werden »Drucksäulen aufgebaut«, sprich, die ganze Fantasie des Spielers konzentriert sich darauf, zwei Türme auf einer Linie so zu platzieren, dass sie den Gegner in Bedrängnis bringen. Falls die Drucksäule Erfolg hatte, fühlt er sich wie ein strategisches Genie. Tatsächlich will er Kreativität verhindern, Vielfalt unterdrücken und taktische Möglichkeiten nicht zulassen, weil er von ihnen überfordert wäre und weil er die listigere Intelligenz des Gegners und dessen Humor fürchtet. Dogmatiker klammern sich an Regeln und Traditionen, Abenteurer suchen das Neue und greifen auf beiden Flügeln zugleich an. Der junge Mann, der in der Schule den Klassenkasper spielte, läuft erst nach sinnlosen und überheblichen Opfern zu großer Form auf.

»Der Stil ist der Mensch selbst«, sagte der französische Gelehrte Buffon (1707–1788), und diese Erkenntnis gilt auch im Schach. Obwohl zwei Menschen das gleiche sehen, entdecken sie doch Unterschiedliches. Obwohl sie unter gleichen Voraussetzungen agieren, tobt ihre Einzigartigkeit sich auf dem Brett aus. Es geht scheinbar um nichts, Schach ist nur ein Spiel, und doch wird gekämpft wie um Leben und Tod. Denn für Schachspieler hat der Begriff der Ehre wahrscheinlich den höchsten Wert. Sie sind die letzten Ritter der Moderne.

Die wirklich guten Spieler reiben sich oft am Unmöglichen, sie versuchen die Grenzen der Vorstellungskraft zu sprengen. Nicht nur, dass sie zehn oder mehr Züge und all ihre Nebenvarianten vorausberechnen, sie wollen vor allem Erfinder sein und etwas nie zuvor Gesehenes schaffen – eine einmalig schöne Kombination. »Die wichtigste Gabe, die ein großer Schachspieler haben muss, ist meiner Meinung nach eine üppige Phantasie. Er muss in der Lage sein, sich aus der Welt aufdringlicher Realitäten in einen Bereich seltsamer Gestalten und Formen zurückzuziehen, die er miteinander kombiniert, um neue, nie da gewesene Situationen zu schaffen«, lehrte der US-amerikanische Schachspieler und Psychoanalytiker Reuben Fine (1914–1993).²¹